

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

64 (15.3.1924) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 15. März 1924

### Nochmals die kleine Bibliothek

Von Curt Amend

Mein unter der Überschrift „Die kleine Bibliothek“ in der Beilage „Wissenschaft und Bildung“ vom letzten Samstag abgedruckter Artikel hat uns eine Reihe von Zuschriften eingetragen, die sämtlich der Genugtuung über diese Veröffentlichung Ausdruck geben. Wenn von einer Seite gesagt wird, daß Goethes sämtliche Werke zu umfangreich seien und teilweise doch nur den Mann der Wissenschaft zu interessieren hätten, so will ich dieser Ansicht die Berechtigung nicht ganz abstreiten. Es würde also genügen, Goethes dichterische Werke im weitesten Umfang dieses Wortes zu erwerben. Allenfalls genügt auch die schöne, sechsbändige Ausgabe des Inselverlags.

Mehrere Leser haben den Wunsch geäußert, ich möchte nicht nur die Namen der Prosaischen erwähnen, von denen einzelne Schöpfungen der kleinen Bibliothek einzuverleiben sind, sondern ich möchte auch die Titel dieser einzelnen Schöpfungen angeben. Diesem Wunsche komme ich gerne nach, und zwar unter Erweiterung des Verzeichnisses um noch einige, wenige Dichter.

Die kleine Bibliothek würde nun also, die ausländische Literatur miteingerechnet, folgendermaßen aussehen:

- Goethe: Gesammelte Werke.
- Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke.
- Gottfried Keller: Sämtliche Werke.
- Georg Büchner: Der Roman „Michael Kohlhaas“.
- Jean Paul: Die Romane „Titan“ und „Siebenkäs“.
- Eichendorff: Die Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und die Novellen „Schloß Dürande“ und „Das Marmorbild“.
- Heinrich Heine: Reisebilder.
- E. A. Hoffmann: Die Novellen „Nachtstücke“, „Serapionsbrüder“, „Rater Murr“, „Fräulein von Seldern“.
- Mörke: Der Roman „Maler Kollen“.
- Otto Ludwig: Der Roman „Zwischen Himmel und Erde“.
- Theodor Storm: irgend ein Band seiner Novellen.
- Theodor Fontane: Die Romane „Irrungen Wirrungen“, „Stine“, „Frau Jenny Treibel“ und „Meffers“.
- Gustav Freytag: Der Roman „Soll und Haben“.
- Jeremias Gotthelf: Die Romane „Uli der Rächter“ und „Eli“.
- Fritz Reuter: „Uli de Franzosenid“, „Uli mine Stromtid“, „Hanne Nüte“, „Mein Söhnung“.
- C. F. Meyer: Der Roman „Jürg Jenatsch“ und ein beliebiger Band Novellen.
- Annette von Droste-Hülshoff: Die Erzählung „Die Judenbude“.
- Louise von François: Der Roman „Die letzte Refrenburgerin“.
- Marie von Ebner-Eschenbach: Der Roman „Das Gemeindefind“ und ein Band Novellen.
- Und dann von der ausländischen Literatur:
- Dickens: Sämtliche Werke.
- Thackeray: Sämtliche Werke.
- Maupassant: Sämtliche Werke.
- Victor Hugo: Der Roman „Notre Dame de Paris“.

Flaubert: Die Romane „Die empfindsame Erziehung“ und „Salambo“.

Stendhal: Der Roman „Rot und Schwarz“.

Balzac: Die Romane „Die tödlichen Wünsche“ („Das Chagrinleder“), „Die Frau von dreißig Jahren“, „Rater Goriot“, „Cousine Bette“ und „Die drolligen Erzählungen“.

Bola: Die Romane „Der Bauch von Paris“, „Nana“, „Das Geld“, „Der Zusammenbruch“.

Gogol: Die Romane „Taras Bulba“ und „Tote Seelen“.

Dostojewsky: Die Romane „Kaskolnikow“ („Schuld und Sühne“), „Dämonen“, „Brüder Karamasow“, Novellen.

Tolstoj: Die Romane „Die Kreutzer-Sonate“, „Anna Karenina“, „Auferstehung“, „Krieg und Frieden“ und Novellen.

Selma Lagerlöf: Der Roman „Gösta Berling“.

Jacobson: Der Roman „Niels Dhyne“.

Knut Hamsun: etwa die Romane „Hunger“, „Pan“, „Mysterien“.

Edgar Allan Poe: irgend ein Band Novellen.

### Das Relativitätsgesetz der Wahrheit

Von Geh. Hofrat Dr. Max Dreßler

Auf Urgewißheit, auf Überzeugung, auf dem Glauben, wie Fichte sagt, auf dem Eingewurzeltsein, wie die Upanishaden es nennen, auf innerer Offenbarung, auf dem Daimon, der im Gewissen spricht und unsre Psyche, unser Lebensgang bestimmt, auf einem letzten Unmittelbaren ruht alle unsre Erfahrung, unser Erkennen, unser Wissen, unser Leben; alles ist davon abgeleitet; alles führt darauf zurück. In dem tiefsten Kern unsres Wesens fühlen und ergreifen wir das Wesen überhaupt, aller Dinge Wesen, das göttliche Wesen, unsern Gott.

Das Wort zu finden für diese Gewißheit ist Aufgabe und Arbeit der Philosophie; den dunklen Gott in uns ins helle Licht des Wissens herauszustellen, das ganze Geschäft der Metaphysik. Hier liegt das Hauptwerk alles Lebens — alles andre sind Nebenwerke, Vorbereitungen, Zurüstungen zu diesem ersten und letzten, einzigen, wahren Ziel. Alle wahre, philosophische Arbeit hat die Wahrheit, Gott selbst zum Inhalt, wie die Religion. Außerhalb der Wahrheit, Gottes, außerhalb des Wesens ist Wesenlosigkeit, Oberfläche, Außenwerk, Peripherie. Alles, was wahrhaft ist, muß Gott sein oder es wäre Nichts. Die Welt der Tiefe muß alle äußerste Oberfläche durchleuchten und erwärmen; das Innere muß im Äußeren leben; die Oberfläche muß als Tiefe gelebt werden. Als Gott muß die Welt, muß unser eignes Leben erlebt werden, oder ist nicht Leben, nicht Wahrheit, nicht kernige Urkraft, sondern Mechanismus, Passivität, täuschender Schein. Die Wahrheit unsres Lebens ist unser Gott. In mir, als mein Wesen, muß mein Gott leben, sonst lebe ich nicht, sondern werde nur gelebt. Leben ist selbstherrliche Kraft, autonome Unabhängigkeit; aber selbstherrlich, unbedingt ist nur das Göttliche.

Meine Wahrheit, meinen Gott, kann ich nur in mir selbst finden und erleben, nur aus mir selbst verkünden. Eine Wahrheit muß meine Wahrheit sein; eine Philosophie muß meine Philosophie sein. Das innerste Eigenste kann man nicht von außen empfangen. Fremde

Wahrheit ist nicht nur keine Wahrheit für mich, sondern vielmehr Lüge, Zwang, Untergang meines Lebens, das nur in sich selbst wurzeln kann und darf; auf die Gefahr hin, daß Wielands Wort Recht behielte: „Ein Schein, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt“. Aber wenn mein Wesen nicht abirrt, sonderbar zufällig oder gar pathologisch ist, wenn es sich als repräsentativ, typisch, symbolisch nehmen darf, so daß das Eine für's Ganze stehen dürfte, dann ist mein Gott der Gott, meine Wahrheit die Wahrheit, meine Philosophie die Philosophie, die Wahrheit, nicht nur für diesen Menschen, sondern für den Menschen überhaupt.

„Es ist dem Menschen natürlich“, sagt Deussen, „und kommt auch in allen Regionen der Philosophie zum Ausdruck, daß er dasjenige, was für ihn das Prinzip der Dinge und Urgrund der Welt ist, zugleich als das höchste Ziel seines persönlichen Strebens betrachtet“. Auch umgekehrt könnte man sagen: das höchste Ziel meines persönlichen Strebens — und das ist mir das Erste, Nächste, Innerlichste, Wahrhaftigste meines Wesens — erleuchtet mir das Prinzip der Dinge und den Urgrund der Welt. Oder, da es eine und dieselbe Wahrheit ist, nur von zwei Seiten betrachtet: metaphysisch ist das Prinzip der Dinge Ursache meines persönlichen Strebens, psychologisch ist mein persönliches Streben Wirkung des Urgrunds der Welt. Unter allen Umständen muß mein persönliches Streben zusammenfallen mit dem Sinn und Geist der Welt; denn Beide sind Eins: der Urgrund der Welt ist auch Grund meines persönlichen Strebens und in meinem persönlichen Streben erblickt sich mir das Prinzip der Dinge.

Wahrheit gibt es nur für ein urteilendes Subjekt. Es gibt für uns keine Wahrheit an sich. Von der Art des Subjekts hängt seine Wahrheit ab. Es gibt nur relative Wahrheit für uns. Goethe hat dieses Relativitätsprinzip der Wahrheit wiederholt auf's Bestimmteste betont; eine Wahrheit, die seinem Wesen nicht gemäß war, lehnte er ab. Die unabhängige, absolute Wahrheit wird für uns, durch uns relative Wesen zur relativen Wahrheit. Wir können nur Wahrheit erkennen, die uns entspricht, die wir brauchen, wollen, machen und sind. Kant hat generell die Abhängigkeit der Welt unsrer Erkenntnis von den formenden und schaffenden Organen unsrer Erkenntnis nachgewiesen; so gibt es für die Erkenntnis überhaupt kein Ding, wie es an sich sein mag, sondern nur eine Erscheinung, ein Phänomen des Erkennens; so wie die Organe des Erkennenden, so ist die ihm erscheinende Welt; die phänomenale Welt ist nicht nur abhängig vom Erkennen, sondern sie ist geradezu ein Produkt der Erkenntnis. Alle Erscheinung setzt ein Auge voraus, dem sie erscheint und sie wird erscheinen gemäß der Eigenart dieses Auges. Die Wahrheit der phänomenalen Welt ist also relativ und, bei der „zufälligen Beschaffenheit unsrer Erkenntnisorgane“ (Kant) selbst zufällig.

Zu einer absoluten Wahrheit des Dinges an sich ist durch Erkenntnis der Erscheinung kein Zugang. Aber diese formal bestimmte Welt der Erkenntnis ist für alle erkennenden Wesen univertell dieselbe und bindende. Goethe fordert für die eigentümliche Persönlichkeit eine eigentümliche Wahrheit: „Was fruchtbar ist allein ist wahr. Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert.“ Für Goethe ist der Mensch eine mikrokosmische Urkraft, die ihre eigene Welt und ihre eigene Wahrheit aus sich schafft und um sich bildet. Wenn Goethe „Natur- und

### Karlsruher Konzerte

Die auf gute Regie bedachten Kammerkonzerte im Saale Marg. Voigt-Schweilert boten in der Programmkombination der XI. Veranstaltung die dankbare Möglichkeit, einige seltene Werke Joh. Seb. Bachs zu hören. Musikfreunde nahmen in sehr großer Zahl beim eigentlichen Konzert wie bei dessen sonntäglicher Wiederholung die Gelegenheit wahr, zumal noch einmal Paula Weber mitwirkte in zwei Arien, deren Wiedergabe besonders hohes künstlerisches Niveau aufwies. Denn die Altistin führte mit überzeugender Einfühlung und Sicherheit schwierige Aufgaben durch, die zugleich leuchtende Durchsichtigkeit und empfindungsstarke Gestaltung beanspruchten. Auch die Spieler der obligaten Begleitinstrumente Marg. Voigt-Schweilert und Karl Schittler verpflichteten durch reizvolle Umrahmung zu Dank. Das vorangestellte Trio für Flöte, Violine und Klavier aus dem „musikalischen Opfer“ fesselte durch Feinschliff im einzelnen und bestgeförmte Musikalität im ganzen, was ja Voraussetzung für jede Interpretation der grandiosen Bachschen Klarheit ist. Leider trug die nachfolgende Vorführung des Violinonzerts d-moll manches Merkmal von peinlichem Erdentrost, eine Feststellung, die zwar die immerhin gutgemeinte Musikerfreudigkeit der Damen Marg. Voigt-Schweilert und Mathilde Roth nicht verkleinern soll, aber bei einem so kostbaren spannungsreichen Werk, das an Leistungsfähigkeit eben das höchste verlangt, gemacht werden muß.

Die zweite musikalische Morgenfeier im Landestheater brachte unter Fritz Cortolegis behutsamer Stabführung je ein Werk von Dabner und Stölzel, dazwischen ein Streichquartett von Stamiz. Der Intrade H. V. Dabners merkt man an, daß es eine der ersten für Streichinstrumente (statt Bläser) gezeichneten Eröffnungsmusiken

ist. Mehr Temperament und Raunigkeit ist jedenfalls G. H. Stölzels Concerto grosso zu lombardieren, wiewohl der Mann eigentlich eher ein Theoretiker als Komponist war. Wunderhübsch hörte sich das leichtflüssige Quartett von Joh. Stamiz an, der also auch auf diesem Gebiet als wichtiger Übergangsglied zu Haydn und Mozart zu gelten hat und nicht allein der geniale Schöpfer des modernen Stils der instrumentalen Sinfonie ist. Die Herren des Karlsruher Streichquartetts spielten überdies das entzückende Werkchen mit hingebenden Eifer.

Theaterdienst hinderte mich leider, selbst dem Sonatenabend beizuwohnen, den die Herren Hermann Post (Violine) und Dr. Rudolf Bellardi (Klavier) im Saal der Handelskammer veranstalteten. Wie man mir jedoch berichtet, hatte der Abend relativ guten künstlerischen Erfolg, obwohl die beiden Spieler zum erstenmal zusammen das Violinbetraten. Besonders die beiden Sonaten von Schumann und Brahms sollen mit sicherem Geschmaack wiedergegeben und auch das Geistige darin gut getroffen worden sein. Man wird deshalb ihrem anscheinend auf gepflegter Form basierenden Zusammenspiel gerne wieder begegnen.

Ulrich v. d. Trenz-Ulrici setzte seine mit Beifall aufgenommenen Literaturvorträge mit einer Rilkeleson gewidmeten Vorlesung fort. Der Mimisch-Gewandte ist jedenfalls auch ein trefflicher Interpret am Vortragstisch. Das kam der liebenswürdigen, ganz unaufdringlichen Art der Rilkeleson sehr zu statten. Besonders die Stimmung einiger Gedichte und Novellen wußte er haarstarr einzufangen. Der Beifall der dankbaren Gäste, die zwar den Nachhausegang nur zur Hälfte füllten, sang deshalb sehr herzlich. Mit vielseitigem Programm, das allerdings auch, wie es gerade in den dramatischen Abänderungen erfuhr, wartete der lustige Senff-Georgi seinen Hörern auf. Er soll „Trois alledem und alledem“, wie man mir sagt, dank der

Brillanz seines unverwundlichen Humors auf der ganzen Linie gefiegt und aus dem Konglomerat fremder und eigener Humoresken die Lachmuskeln in gehörige Bewegung versetzt haben. Auf jeden Fall gelang es mit mehrfach erprobter Routine dem verschämten Altmeister wieder einmal glänzend, sein Publikum für anderthalb Stunden zu unterhalten.

H. Sch.

### Badisches Landestheater

Fidelio

Beethoven's „Fidelio“ enthält keine italienischen Bravourarien, diese Oper ist untheatralisch, weil in ihr vielzuviel symfonisches Empfinden steckt. Die gestrige Aufführung betonte aber das Gegenteil, sie verließ reichlich improvisatorisch statt großartig, sie pöppelte effektbewußt, aber unbarmherzig Leidenschaftlichkeit auf Leidenschaftlichkeit, wo kraftvoller und geistig vertiefender Zug hätte vorwalten müssen. Der Erlösungsjubel der Schlusszene z. B. wirkte in solchem Tempo unerträglich — ganz abgesehen von vorangegangenen, ebenso stark zersekenden Momenten. Man muß bei aller Anerkennung des Schwungs und fülligen Vrios der Lorenzischen Stabführung — die in der Leonoreouvertüre Nr. 3 einigermaßen berechtigt war — doch künstlerischen Protest erheben. Auch Maria Lorenz-Höllischer's Verkörperung der Leonore fehlte die unmittelbare, eindrucksvolle Wirkung edler Weiblichkeit, denn sie betonte das Starke, Weiblich-Lepere vielzusehr. Es liegt das wohl auch in dem Charakter ihrer Stimme begründet, die mehr zum Explosiven und zu prägnanter Schärfe als zum Weichen und Besessenen tendiert. Die Gätin von der Berliner Staatsoper, darstellerisch ein echtes und rechtes Theaterbild, fand vor fast ausverkauftem Haus willig Gehör. Aber ihre zwei weiteren Gastspiele als Ottilie und Flore wird noch Einiges zu sagen sein.

H. Sch.

Freiheitsmenschen" scheidet, so denkt er wohl im Gegen-  
satz zu sich selber an Fichte, den Herrenmenschen, der  
ausprechen konnte: „Natur ist durchaus nichts weiter,  
als der durch absolutes Denken gebildete Gegenstand gegen  
die absolute Kraft des freien geistigen Lebens; notwen-  
dig gebildet, um diese Kraft, die für sich schlechthin un-  
sichtbar ist, sichtbar zu machen“. Goethe fühlte sich als  
andächtigen Verehrer der Natur, aus deren spendenden  
Händen er alles zu empfangen meint und gegen die als  
Herr sich aufzuspielen er niemals wagen würde. Aber  
dieses vermeintliche passive Versinken in der Natur ist  
in Wahrheit doch auch nur ein Schwelgen im eigenen  
herrlichen, herrschenden Geiste. Goethe glaubt die Ur-  
sprache in Hingebender Anschauung zu erfahren und  
Schiller belehrt ihn, daß er sie in eigener herrlicher Idee  
erschaffen habe. Goethe ist geistiger Gesetzgeber der Na-  
tur im höchsten Sinne. Ein Geist, wie Goethe, kann in  
der Natur nur Seinesgleichen begegnen, in ihr nur Geist,  
freie Schöpferkraft, Ideen finden; er verwandelt alle  
Natur in Goethe.

Die Natur antwortet jedem in der Sprache, in der er  
sie anredet; dem freien Geiste in der Sprache der Frei-  
heit. Dieser steht dann voll Ehrfurcht vor einer Natur,  
die ihm zur Offenbarung göttlichen Geistes geworden ist,  
einer Gott-Natur. Ehrfurcht füllt er den eigenen Geist  
zum Erdgeist erweitert. Ehrfurcht durchdringt ihn vor  
dem Allgeist, der sein eigener Geist in Wahrheit ist, Ehr-  
furcht vor sich selber. So wird für Goethe die Natur  
ebenso zur Offenbarung der Geistesfreiheit, wie für  
Fichte die Freiheit des eigenen Willens.

Soviel Welten, als welterlebende, weltthaffende Geis-  
ter; so viel Wahrheiten, als wahrheitserkennende Mo-  
naden. Diese relativen Wahrheiten widersprechen sich  
nicht und heben einander nicht auf; sie sind nur eben-  
so viele Bestätigungen der Einen absoluten Wahrheit, die  
sie auf bestimmte Weise spiegeln; daß sie sich alle auf den  
Einen selbst Gott beziehen, das einigt sie zu einer gro-  
ßen Harmonie. Es bleibt aller relativen Wahrheit durch  
die Beziehung auf die Eine selbe Absolute doch ein Cha-  
rakter der Abgeschlossenheit; man möchte ihn absolute Rela-  
tivität, oder relative Abgeschlossenheit nennen. Die relative  
Wahrheit repräsentiert die absolute. Des einzelnen Men-  
schen Wahrheit, meine Wahrheit muß Symbol sein der  
absoluten Wahrheit; und weiter, als bis zum Symbol  
werden wie es in aller Philosophie nicht bringen; die  
bedeutenden Zeichen mögen noch so unterschieden sein —  
das, was sie bedeuten, ist das Selbe Eine. Ein Wesen,  
erlebt, dargestellt, erscheinend unter wechselnden Sym-  
bolen. Nur darf man nie das Symbol selber für das  
Wesen halten.

Aus dieser auf Einen Grundton gestimmten reichen  
Harmonie scheidet nur das entschieden pathologische,  
Dissonierende aus, welches nicht etwa nur ungeschickt  
zeichnet, sondern welches das Wesen, den Geist der Wahr-  
heit selber verfehlt. Goethe fordert die ihm gemäße relative  
Wahrheit; aber er fordert von sich die absolute Gesund-  
heit; gehabt hat Goethe eigentlich nur das Pathologische,  
welches die Wahrheit schon im Keim vergiftet. Wenn  
eine solche persönliche Wahrheit nicht nur nicht patholo-  
gisch, so nicht nur normal typisch, sondern exemplarisch  
vorbildlich ist, dann gewinnt sie universelle erziehende  
Kraft. Ein solcher Geist spricht aus: So bin ich; so  
muß ich erleben; so muß ich sehen; so muß ich tun; so  
spricht Gott in mir und so muß ich antworten; so schuf  
ich mir und euch die Wahrheit; suchet, sie zu verstehen  
und nachzuleben. Die Wahrheit des Menschen sei ein  
persönliches Erlebnis, eine konkret-individuelle Schöpfung;  
nicht abstrakt-allgemeines Jucken Geistes wie Goethe;  
seine naturwissenschaftliche Arbeit ist Ergebnis persön-  
lichen, schöpferischen, künstlerischen Erlebens; so mußte  
ihm seine Farbenlehre mit der abstrakten Physik in  
Gegenität bringen.

Jede Leibniz'sche Monade, jeder Mikrokosmos ist ori-  
ginell, persönlich vom ewigen Wesen beeindruckt, eigen-

artig reagierend auf die göttliche Impression, ihr mit  
eigenen Kräften Ausdruck gebend, ein Bild Gottes er-  
schaffend aus eigener, ihm gemäßer Art und Fülle; so  
jeder ein Künstler, ein Schöpfer, ein Former des ihm  
anvertrauten göttlichen Materials, ein Gestalter seines  
einzigartigen, charakteristischen, dann symbolischen, be-  
deutenden Weltbildes. Und so entsteht, von oben ge-  
sehen, der unendliche Reichtum der Welten, der relativen  
Wahrheiten, persönlichen Variationen über das Eine  
Thema, das sie alle zur Harmonie verbindet, das ewige  
Wesen. „Aus dem Reiche dieses Geistesreiches schämt  
ihm die Unendlichkeit.“ Leibniz sagt: Deus gaudet impari.  
Ein Wesen in tausend Symbolen, Ein Geist in tausend  
schöpferischen Taten. Eine künstlerische Philosophie, eine  
aktive Philosophie, eine deutsche Philosophie. „Das wahr-  
haft Unendliche“, sagt Leibniz, „ist keine Modifikation;  
es ist das Absolute; dagegen wo man modifiziert, be-  
schränkt man sich oder bildet ein Endliches.“ Alles Bil-  
den und Gestalten ist endlich, beschränkt, eigenartig modi-  
fiziert und bestimmt. In der Beschränkung zeigt sich der  
Meister, der Bildner, der Künstler. Aber in diesem Be-  
schränkten und so Bestimmten offenbart sich dem Künst-  
ler, offenbart uns der Künstler den Geist des Ganzen;  
das Relative wird zum Symbol des Absoluten — wissen-  
schaftlich, philosophisch, künstlerisch und ethisch. Jeder Ge-  
danke, jede Tat, wie jede Zelle Symbol der ganzen Welt,  
des göttlichen Geistes; verschiedene Ausdrücke nur für  
einen und denselben Sinn.

Wissenschaft, Kunst, Philoibie und alle Weisheit  
bleibt: das Ganze gespiegelt vom Einzelnen; aber das  
Einzelne repräsentierend das Ganze; der individuelle  
Geist symbolisierend den universellen Geist. Typische,  
wahre Impressionen zu haben, typisch wahr zu reagieren,  
das ist die Art des bedeutenden, vorbildlichen, symboli-  
schen Wesens. Repräsentative Kraft ist Größe der Wahr-  
heitsymbolisierung.

Relativ, menschlich, persönlich bestimmt, beschränkt  
bleibt jede Erkenntnis der Wahrheit. Wir haben nur die  
wechselnden Bilder und Symbole. Nicht was wir bil-  
den, sondern wie wir bilden und da h wir bilden, darauf  
kommt es an. Die Tat des Bildens aber ist absolut.  
Tatsachen und Gegenstände verlieren ihre absolute ver-  
meintliche Realität, aber der schöpferische Geist besteht  
und schreitet von Bild zu Bild, von Wahrheit zu Wahr-  
heit künstlerisch gestaltend aus göttlicher innerer leben-  
diger Freiheit fort und fort. Alle abstrakten Wahrheiten,  
alle objektiven Tatsachen mögen durch die Einsicht in  
deren Relativität überwunden werden; das ewig Unüber-  
windliche aber ist die freie Tat des Überwindens selbst.  
Nicht absolute Wahrheiten entscheiden über uns; aber  
daß sie „trautbar“ sei, entscheidet über uns Wahrheit.  
Alles taucht, unverfälscht aus unserem echten gefunden  
Wesenswesen Quellende ist wahr und bedeutend, von  
symbolischen Werte, mag es Erkenntnis, mag es San-  
del sein. Etwas persönlich Lebendiges ist die Wahrheit.  
Brot muß assimilieren, muß Blut werden, Alkoholen  
müssen nicht, Mathematik muß Musik werden. Alle  
Materie klingt erst dann, wenn der Geist sie spielt.

### Literarische Neuerscheinungen

„Die Reise durchs Zimmer“ (Reisereise über die Kultur  
in einer Studie von Adolf Heilborn. (Mitteln Art.  
Verlag Berlin.) — Dieses kleine Buch ist ein ergötz-  
lich-plauderndes Cicero durch die Gebiete der menschlichen Kul-  
turgeschichte. Es spricht die Worte Stube, Haus, Tisch, Mö-  
bel aus und führt dabei gleichzeitig durch die wandelnden Zei-  
ten, am vertrauten Gegenstand die Geschichte unserer er-  
blichen Dinge demonstrierend. Es sagt, was Ofen, Feuer,  
Kamin und Kachel sind, welche Verwendung sie mit Lade, Tep-  
pich, Waben, Silhouetten, Spiegel hat, es erzählt von der  
Erbsen, von Pfeffer und Gabel, vom Fenster und von den  
wunderlichen Eschlingen, von grünen Weihnachtsbaum, von den  
Strahlen in den Wägen, von den lichtspendenden Sternen, von  
Gas und Elektrizität und schließlich vom Bett, das des Men-  
schen erste und letzte Ruhestätte ist.

Der bisher unbeschäftigte Bassist zu seinem Instrument, aber  
nur um unisono mit der 2. Violine zweimal die Anfangs-  
note des ersten Violins zu blasen, dann löst er das Licht an seinem  
Pulte aus und geht gleichfalls an. Nach sieben Takten folgt  
ihm der erste Hornist und zweite Oboist. Nun löst sich end-  
lich das Violoncello vom Baße los; beide gehen geräume Zeit  
jedes seinen eigenen Weg, bis bei einer Wendung, wo Cis  
als Dominante eintritt, auch der Bass das Weite sucht. Wir  
sind nun wieder in Fis-dur und die 3. und 4. Violine bringen  
in dieser Tonart das frühere Thema des Adagio. In kurzen  
Zwischenräumen verschwinden nun Cellist, Brötter und vierter  
Violinist und Bratschist.

Es ist fast flüster geworden im Orchesterraum; hier sitzen  
Tomastri (erster Violinist) und ein zweiter Violinist. Leicht,  
gedämpft durch Cordinen erklingt ihr Wechselgesang, zuletzt in  
Terzen und Sexten sich verflüchtend wie im leisen Hauche  
ersterbend. Die letzten Richter erheben, die letzten Geigen  
gehen und auch Gonda ist im Begriff ihnen zu folgen, als der  
Führer, der dem Vorgange anfangs befreudet gefolgt war, auf  
ihn hinzutritt, ihn gerüdet die Hand reicht und mit den Wor-  
ten anredet: „Ich habe Ihre Absicht wohl durchschaut, die Musi-  
ker haben sich nach Hause — nun gut — morgen paden  
wir ein.“

Landestheater. Als zweites Gastspiel wird Frau Lorenz  
Höllischer von der Berliner Staatsoper in der Sonntag-  
vorstellung „Lohengrin“ zum erstenmal in Karlsruhe die Ortrud  
singen. Es dürfte von besonderem Interesse sein, diese Partie,  
die oft von der Altistin gesungen wird, ihrer Lage nach  
aber der hochdramatischen Sängerin zukommt, von der Künst-  
lerin zu hören. Frau Lorenz hatte mit der Ortrud in Wien,  
Berlin und Amerika große Erfolge. — Es sei darauf auf-  
merksam gemacht, daß der Beginn des VII. Symphonie-  
konzerts des Badischen Landestheaterorchesters am Mon-  
tag, den 17. März, auf 8 Uhr festgesetzt ist. In die Reihe der  
ausgeschlossen Werken von Josef Haydn gewidmeten Vortrags-  
folge ist noch eine Liedschöpfung Haydns, „Die Teilung der  
Erde“ aufgenommen worden. Die Komposition nach dem be-  
kannten Schiller'schen Dicht wird Dr. Hermann Bucher-  
pennig fügen.

### Die Geschichte vom selbstsüchtigen Etech

Die nachfolgende Kabel entnehmen wir mit Erlau-  
nis des Verlages Streder und Schröder in Stuttgart  
einem jenen erschienenen Buch von W. Koppers:  
Unter Feuerland-Indianern, in dem er  
eine interessante Darstellung seiner Reise zu den  
südlichsten Bewohnern der Erde gibt. Mit seinem  
Freunde Gafinde besuchte er im Frühjahr 1922 die  
Rüste dieser aussterbenden Indianerstämme, die von  
Forschern auf ihren Fahrten fast noch nie berührt  
wurden und über die wir nur ganz ungenügend un-  
terrichtet waren. So konnte auf dieser Reise man-  
ches Überraschende festgestellt werden, unter anderem  
auch bei diesem „religionslosen“ Volk ein alter Glauben  
an ein höchstes Wesen, Watainewa.

Eines Tages führen sehr viele Leute in ihren Mantel zu  
einer Felseninsel, um Vogel zu jagen. Sie erbeuteten eine  
gute Menge schon am zweiten Tage. Aber da feste unerwar-  
tet sehr schlechtes Wetter ein, und es war unmöglich,  
die Kanus zu besteigen zur Rückfahrt. Es schneite an Wasser, und  
mit jedem Tage wurde die Lage enger; so zwar, daß die  
Leute vor Durst umzukommen schienen. Und doch war  
einer unter ihnen, der schien irgendwo Wasser entdeckt zu ha-  
ben, denn man merkte ihm gar nicht an, daß er Durst litte.  
Das war der Kiyadage Kormoran. Tatsächlich hatte er weit  
drinnen im Innern der Insel eine kleine Lagune aufgefunden,  
die etwas Süßwasser enthielt. Er war aber dezent selbst-  
süchtig, daß er dieses Geheimnis für sich behielt und allein  
dorthin ging, unbemerkt von den anderen, um Wasser zu trin-  
ken; es rührte ihn nicht im entferntesten, daß die anderen vor  
Durst verschmachten. Wenn er sich nur mit Wasser ver-  
sorgen konnte, war es ja genug; die anderen kümmerten ihn  
nicht. Da kam ein Mann und sagte ihm: „Du hast wohl  
irgendwo eine Wasserquelle entdeckt und trinkst dort allein;  
warum sagst du uns nicht, wo diese ist?“ Er sagte darauf:  
„Ich weiß nicht, daß hier eine Wasserquelle wäre; denn diese  
Insel ist klein und feig.“

Später fragte ihn ein anderer: „Wo holst du denn Wasser?  
Wir sehen nämlich, daß du keinen Durst hast, und wir ver-  
schmachten fast.“ Darauf sagte er: „Ich spüre bisher noch  
keinen Durst, und Wasser gibt es hier nicht!“ Da kamen wie-  
der andere Männer zum Geseh und drängten ihn und sagten  
ihm: „Du mußt von irgendwoher doch Wasser haben; wir ha-  
ben dich nämlich beobachtet und konnten sehen, daß du Fleisch  
isst. Aber ohne Wasser kann man nicht lange Fleisch essen;  
es trocknet ja die Kehle gänzlich aus. Deshalb können wir ja  
auch kein Fleisch essen, weil es uns in der trockenen Kehle  
steden bliebe! Also rüde nur mal herans mit der Sprache  
und sage uns, wie du es anstellst!“ Da erwiderte  
Etech: „Gewiß, ich esse Fleisch, aber Wasser zum  
Trinken habe ich auch nicht; aber ich mache es so:  
ich reiße den Mund weit auf und halte ihn so offen  
gegen den Wind lange Zeit; da weht mein Mund und meine  
Kehle gut angefeuchtet, und dies reicht mir, und damit halte  
ich gut aus!“ Da sagten die anderen: „Das kann nicht sein!“  
Und Etech sagte: „Macht doch die Probe!“ Und da machten  
einige Männer die Probe und kamen zum Geseh zurück und  
sagten: „Eigenartig, wir haben den Mund aufgemacht, so  
weit als möglich, wie du gesagt hast, und haben den offenen  
Mund gegen den Wind gehalten; aber da wurde uns die Kehle  
noch mehr trocken, als sie schon vorher war! Wie sonderbar ist  
doch die ganze Sache!“ Da sagte Etech: „Ich helfe mir auf  
diese Weise!“ Und ungläubig gingen die anderen zu ihren  
Hütten.

Die Leute waren nahe daran, gänzlich zu verschmachten  
und vor Durst zu vergehen. Da dachte der schone W a s e n i m  
(weißhäutiger Kormoran): Es muß mein Vetter, der Geseh,  
doch irgendwo Wasser haben; ich will ihn mal heimlich und  
genau beobachten! Als eines Tages Geseh wieder seine Hütte  
verließ und ins Innere der Insel ging, da schlich ihm  
Wuasenim nach mit aller Vorsicht. Wenn dann Geseh sich  
umwandte, dann duckte sich Wuasenim schnell; zum Glück war  
etwas Gras auf dem Boden. Und da Geseh sehr oft zurück-  
schaute, mußte Wuasenim gar oft sich ducken. So gingen sie  
voran; Geseh zuerst, und hinter ihm, unbemerkt, der  
Wuasenim. Als endlich Geseh zur Lagune kam, da schaute er  
wieder aus nach allen Seiten, um sicher zu sein, daß niemand  
ihn beobachtete; und schnell duckte sich wieder Wuasenim; da  
glaubte sich Geseh ganz sicher. Und langsam duckte er sich  
nach unten, und mit Wohlbehagen schlürfte er das frische Wa-  
ser. Als das Wuasenim sah, war er zornig; er lief schnell  
herbei, fakte den Geseh am Genick, schüttelte ihn heftig und  
sagte ihm dann an: „Wo hast du doch eine Wasserquelle ge-  
habt, du gemeiner, selbstsüchtiger Kerl! Es ist dir ganz gleich-  
gültig gewesen, daß wir alle hier vor Durst fast verschmachtet  
wären. Jetzt sollst du Wasser trinken, so lange du willst, und  
mehr, als dir lieb ist!“ Dabei fakte er ihn noch kräftiger und  
hielt ihn so lange unter dem Wasser, bis er ertrank!

Nun ging Wuasenim zu den übrigen Leuten und erzählte  
ihnen alles, daß Geseh ein so ganz selbstsüchtiger Kerl gewesen  
wäre, wohl eine kleine Lagune entdeckt hatte, aber nur ganz  
allein dort sich Wasser holte. Und Wuasenim zeigte den Leu-  
ten den Ort, wo diese Lagune war; und alle kamen und tran-  
ken und waren froh ob dieser Rettung. Und das Wasser langte  
aus, bis das Wetter wieder besser wurde, alle bestiegen dann  
ihre Kanus und zogen weg von dieser Insel.

Auch heute sieht man noch, wie die Kormorane gerade auf  
Felsen sich aufhalten, wo gewöhnlich das Wasser fehlt. Und  
ihre heftige Stimme haben sie behalten von jener Zeit her, da  
sie so starken Durst gelitten haben. Auch Geseh streckt heute  
noch seinen offenen Schnabel gegen den Wind, wie er es da-  
mals jenen Leuten vorzeigte hatte; und wenn Geseh sich zu-  
gleich mit Wuasenim bei Süßwasser trifft, haben sie immer  
noch Streit, wie damals, als Wuasenim den Geseh am Genick  
padte.

In Declams Universal-Bibliothek (Verlag Philipp Reclam  
jun. Leipzig) erschien:

W. Nr. 6430-39. Louise v. François: Die  
Letzte Redenburgerin. Roman. Mit einem Nachwort  
von Dr. Hermann Höpfel. (351 S.) Heft 120, Band 180  
Pfeunig. — „Die Letzte Redenburgerin“ bleibt ungewißhaft  
übrig, wenn man die Unmenge der deutschen Romane durch  
das engste Sieb schüttelt“, sagt ein bekannter Literaturhistoriker,  
„ein Schicksal, das von den Romanen nach Goethe wohl kaum  
ein Duzend teilen wird.“

W. Nr. 6435. Louise v. François: Fräulein  
Ruthen und ihr Hausmeyer. Eine Erzählung.  
Mit einem Nachwort von Dr. Hermann Höpfel. (74 S.) Heft  
80, Band 60 Pfeunig.

W. Nr. 6431. Thomas Mann: Tristan. Novelle.  
Mit einem Nachwort von Rudolf R. Goldschmidt. (74 S.) Heft  
80, Band 60 Pfeunig.

W. Nr. 6440. Chop: Erläuterungen zu Puccini.  
Die Pöhe in e. Szenen aus Genty Würgers „Die de Wo-  
heme“ in vier Bildern. Gedruckt, jensisch und musikalisch  
analysiert, mit zahlreichen Notenbeispielen. (72 S.) Heft 30  
Pfeunig.

W. Nr. 6433/34. H. G. Drehm: Mägetiere. In-  
fantenreife. Herausgegeben von Carl W. Reumann.  
(188 S.) Heft 60, Band 90 Pfeunig.

### Zum nächsten Symphoniekonzert im Landestheater

Die Abschieds-Symphonie von Haydn, die das  
nächste Symphoniekonzert abschließt, hat folgende Vorge-  
schichte.

Päpst Nicolaus Esterhazy ließ 1765 am südlichen Ende des  
Reußtädter Sees an Stelle des bisher dort befindlichen ein-  
fachen Jagdschlösses einen Sommerpalast im Stil von Ver-  
sailles erbauen. In diesem Gebäudekomplex war auch ein  
Musikerhaus vorgesehen. Im Lauf der Zeit erwoies sich dieses  
Haus als zu klein, um alle Musiker mit ihren Familien auf-  
zunehmen. Der Fürst verfügte deshalb, daß nur mehr die  
Musiker selbst dieses Haus bewohnen sollten, ihre Familien  
mußten nach dem mehrere Stunden entfernten Eisenstadt  
zurückkehren. Nach der Schilderung des bekannten Hand-  
Biographen C. F. Rohl wandten sich nun die armen Ehe-  
männer an ihren Papa Haydn, der gegen seine Gemohnheit  
es dieses Mal nicht unternahm, der Fürsprecher seiner Ka-  
pelle zu sein. C. F. Rohl erzählt nun weiter: „Er (Haydn)  
hatte für die Musiker nichts als etwa ein schallhaftes Lächeln,  
aus dem sie nicht klug wurden bis ihnen bei einer Probe zum  
nächsten Orchesterkonzert unerwartet ein Hoffnungsstrahl  
leuchtete: Der Tag der Aufführung kam und Hopfenden Her-  
gens begann die Kapelle als Schlusnummer eine neue Sym-  
phonie ihres verehrten Führers, dem dabei selber bange ums  
Herz war. Schon die Tonart Fis-moll war eine ungewöhn-  
liche. Der erste Satz strebt entschlossene Haltung an, im  
Adagio herrscht Weichheit und Milde, Menuett und Trio suchen  
wohl den herkömmlichen Charakter beizubehalten, aber die  
gehobene freudige Sorglosigkeit kommt nicht recht zum Durch-  
bruch; das Finale redet sich gewaltig in den sonst hier spru-  
delnden Frohsinn hinein; nach kaum hundert Takten machen  
alle Instrumente auf der Dominante von Fis plötzlich Halt,  
aber statt des erwarteten Fis-dur oder Fis-moll tritt Fakt  
und Tonart des zweiten Satzes ein, dieses Mal mit einem  
neuen Thema in der Oberstimme der nun in 4 Gruppen ab-  
getheilten Violinen, die anfangs zu zweien, dann aber jede  
selbständig auftreten. Noch eine kurze Pause und etwas bis  
dahin Unerhörtes geschieht: Der zweite Hornist und erste  
Oboist paden — nach Vorwissen der Partitur — ihre Instru-  
mente ein und verlassen das Podium, elf Takte weiter greift